



KATHERINE MAY

Trost finden in
unruhigen Zeiten

DER ZAUBER DER WELT

it

Von der Autorin
des Bestsellers
»Überwintern«

insel taschenbuch 5061

Katherine May
Der Zauber der Welt



Gibt es auch eine andere Art, zu leben? Sinnerfüllter? Eine Lebensweise, die uns ein stärkeres Gefühl der Verortung schenkt und uns zugleich ausgeruhter und gelassener macht?

Erschöpft von den Krisen unserer Zeit und einer Welt in Aufruhr, erkundet Katherine May die heilsame Kraft der Natur. Ihr Weg führt sie in wilde Moore und an heilige Quellen, in die umarmenden Wellen des Meeres und unter überwältigende Sternenhimmel. Im Staunen über die Vielfalt und Schönheit der Welt findet sie Stärkung und Trost.

Der Zauber der Welt ist eine Einladung an uns alle, das Leben in seiner sinnlichen Komplexität zu feiern und die Schönheit zu entdecken, die überall um uns herum auf uns wartet.

Katherine May schreibt Romane und Sachbücher, u. a. über das Aspergersyndrom. Sie verfasste zahlreiche Artikel für u. a. die *Times* und unterrichtete Creative Writing an der Christ Church University in Canterbury. Sie lebt am Meer im englischen Whitstable und liebt es, draußen zu sein. Mays Bücher erscheinen in 26 Sprachen. Ihr Buch *Überwintern. Wenn das Leben innehält* (it 4943) war ein internationaler Erfolg und stand monatelang auf der *Spiegel*-Bestsellerliste.

Katherine May

DER ZAUBER DER WELT

Trost finden in unruhigen Zeiten

Aus dem Englischen von
Marieke Heimbürger

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2023 unter dem Titel
Enchantment. Reawakening Wonder in an Exhausted Age
bei Faber und Faber Ltd., London.

Erste Auflage 2024
insel taschenbuch 5061
© der deutschsprachigen Ausgabe
Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023
© Katherine May
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagillustration: David Eldridge, London
Satz: Eberl & Koesel Studio, Kempten
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-68361-2

www.insel-verlag.de

Für Bertie,
den Jungen, der in seinem Kopf
Zweige wachsen lassen kann

Inhalt

ERDE

- In letzter Zeit 11
- Stein 23
- Hierophanie 37
- Schuhe ausziehen 49

WASSER

- Umlernen 65
- Gezeiten 77
- Pilgern 89
- Gemeinde 99

FEUER

- Die Nacht, in der
die Sterne fielen 119
- Aus der Asche 129
- Deep Play 137
- Die Flammen 155

LUFT

- Fliegen 165
- Glorien 171
- Hegen und Pflegen 181
- Die Saat alles Existenten 195

Epilog: Äther 205

- Dank 219
- Nachweis der verwendeten
Zitate 221

ERDE

In letzter Zeit

In letzter Zeit wache ich nachts auf und weiß ein paar panische Sekunden lang nicht, wo ich bin. Ich weiß, wie ich heiße, das schon, aber ich weiß nicht, mit welcher Version meiner selbst ich es gerade zu tun habe.

Einmal dachte ich, ich würde wieder in meinem alten Bett bei meinen Eltern liegen. Fast meinte ich, das Quietschen der Metallfedern hören zu können, während ich im Geiste meinen Stundenplan durchging: *Physik, Geschichte, Kunst*. Aber die Illusion war unbeständig und löste sich in Luft auf, und ein paar freischwebende Sekunden lang war ich überhaupt niemand beziehungsweise einfach nur jemand, der sich erinnert, dieses Mädchen gewesen zu sein. Dann war ich wieder ich, das heutige Ich, das in seinem blauen Polsterbett saß, während durchs offene Fenster Meeresluft hereinströmte.

Das war ungewöhnlich. Meistens wenn ich aufwache, bin ich niemand, ich bin dann einfach nur ein Bewusstsein in der Dunkelheit, das versucht, sich einen Reim auf alles zu machen. Es ist ein seltsamer Schwebezustand, in dem das Ich ohne jede Verankerung existiert. Es ist ein Zwischenspiel, wie angehaltener Atem. Dann, endlich, entweicht er, die Lungen füllen sich wieder, die Welt flutet herein. Ein sehr willkommener Fakten-Upload. Ein Neustart. Ich bin wieder da.

*

In letzter Zeit schaffe ich es kaum, eine ganze Seite in einem Buch zu lesen. Die Aufmerksamkeit entgleitet mir, einfach so, ohne jede Reibung. Ich dachte, das würde sich wieder geben, wenn die Lockdowns erst vorbei wären, aber das tat es nicht. Es ist, als kämen in meinem Kopf Schmiermittel zum Einsatz. Ich will eine bestimmte Sache machen, aber mein Unterbewusstsein schiebt mich in eine andere Richtung. Es hat etwas anderes mit mir vor. Ich soll beobachten. Ich soll mich umsehen, nach der nächsten Bedrohung.

Ich kaufe mir trotzdem Bücher. Und mir werden Bücher geschickt. Sie werden zur Gefahr, sie türmen sich auf jedem Tisch im Haus, roتن sich zusammen wie die Entrechteten vor einem Aufstand. Auf dem Stapel neben meinem Bett liegt eine alarmierende Staubschicht.

Ich beschließe, mehr Bücherregale aufzustellen, aber auch das Vorhaben verläuft im Sand. Ich bin viel zu sehr damit beschäftigt, zu beobachten. Dafür brauche ich all meine Aufmerksamkeit, ich kann keinen Funken davon entbehren.

*

In letzter Zeit kribbeln meine Hände, sie wollen beschäftigt werden. Jetzt, da die Schulen wieder geöffnet sind, mache ich mich daran, den Saum von Berts grauer Hose auszulassen. Eine neue Hose zu kaufen wäre sinnlos. In einem Monat wäre sie zu kurz.

Er wächst so schnell. Ich kann ihn nicht mehr einfach auf meinen Schoß ziehen und die Arme um ihn schlingen. Gemeinsam suchen wir nach einer Alternative, aber ständig sind irgendwelche Gliedmaßen im Weg, und für einen von uns wird es unbequem. Wir wollen ihn beide, diesen Körperkontakt, aber

wir verlieren dabei das Gleichgewicht. Stattdessen sitzen wir nebeneinander und versuchen uns daran zu erinnern, wie es sich anfühlt.

Ich beschäftige mich also mit Hosensäumen und denke daran zurück, wie ich Nähen gelernt habe. In den sterbenslangweiligen Sommerferien nähten meine übereifrigen kleinen Hände nachmittags Kulturbeutel. Meine Großmutter sah zu und erklärte, Stiche müsse man setzen, nicht ziehen. Ich dürfe nicht zu kräftig ziehen, aber der Faden dürfe auch nicht zu locker bleiben. Vielleicht wären Nadel und Faden die Antwort auf das Umherstreunen meines Geistes. Vielleicht könnte ich mit ein paar sorgfältig gesetzten Heftstichen das ständige Verrutschen verhindern.

*

Das vergangene Jahrzehnt hat viele von uns mit einem wachsenden Gefühl der Unwirklichkeit erfüllt. Schon vor der globalen Pandemie waren wir gefangen in ständigem Wandel, ohne je genügend Zeit zu haben, uns anzupassen. Die ständig neuen Nachrichten, das Geplapper in den Sozialen Medien, die Parteigrenzen, an denen entlang sich unsere Familien spalten: Es ist, als seien wir erst halbiert worden, dann geviertelt und als seien wir jetzt sowas wie ein sozialer Trümmerhaufen.

Wenn es einen Zeitgeist gäbe für diese Ära, dann wäre er der Angst nicht unähnlich. Seit Jahren rennen wir herum wie Kaninchen. Wir sehen irgendwo einen weißen Schwanz aufblitzen, erkennen das Alarmsignal, und schon rennen wir los und lassen unseren eigenen Schwanz weiß aufblitzen. Es ist eine Kettenreaktion, ein Fluss des Schreckens, der uferlos strömt und andere wilde, wachsame Wesen mitreißt, die ihrerseits

Alarmsignale aussenden. Es gilt nicht, sich vor einem einzelnen Raubtier in Sicherheit zu bringen, sondern vor vielen. Rennen ist das Gebot der Stunde. Alles ist so furchtbar dringend. Und mit jedem Jahr müssen wir schneller rennen, ob wir wollen oder nicht. Wir können nur rennen und in Panik verfallen und anderen unsere Ängste mitteilen, und die anderen werden uns unsere Ängste spiegeln.

Alles in dieser Zeit verschwört sich gegen uns, gibt uns das Gefühl, klein und unbedeutend zu sein. Als seien die Maßstäbe über uns hinausgewachsen. Das wankende numerische Gewicht der Welt wurde preisgegeben, und es ist, als wären wir direkt mit Gott konfrontiert: Ihre fürchterliche Komplexität, ihre unfassbare Größe hauen uns um. Nichts hätte uns darauf vorbereiten können. Wir arbeiten uns daran ab, die Grundlagen des Überlebens zu sichern. Eine unendliche, undankbare Arbeit. Manchmal könnte man meinen, wir würden den Kessel einer riesigen Maschine anfeuern, die uns am Ende verschlingen wird. Wir sind müde. Wir sind so unendlich müde, wie es Menschen sind, die sich nirgends mehr zu Hause fühlen. Und wir sehen keinen Ausweg.

Gleichzeitig bemerken wir an den Rändern unseres Bewusstseins eine gewisse Abwesenheit. Sie ist nicht einfach in Worte zu fassen, aber sie bringt ihre eigene dunkle Nachtangst mit sich, ihr eigenes Grauen. Nämlich das Gefühl, dass wir keinerlei Verbindung zu Sinnhaftigkeit mehr haben und auch das kaum noch wahrnehmen. Wir spüren das, wenn wir fürchten, unseren Materialismus nicht mehr eindämmen zu können. Wir spüren es, wenn die Anziehungskraft unserer Smartphones sich anfühlt wie eine Abhängigkeit. Wir spüren es, wenn uns klar wird, dass wir unser Leben in klimatisierten Räumen

verbringen und eigentlich gar nicht wirklich wissen wollen, wie das Wetter draußen ist.

In alldem manifestiert sich diese Abwesenheit jeden Tag. Doch am deutlichsten spüren wir sie, wenn wir nach Worten der Trauer suchen und nichts als Plattitüden finden, wenn wir die dunkelsten Abfälle unserer Erfahrungen in den Äther schleudern und niemand sie auffangen will. Etwas ist verloren gegangen, ist verschwunden jenseits lebendiger Erinnerung: der Fluss der Erfahrungen, die die Menschheit seit Anbeginn prägen. Wir haben die Übergangsriten aufgegeben, die uns früher von der Geburt bis zum Tod begleiteten, und gleichzeitig haben wir viele unserer Erfahrungen unaussprechlich gemacht. Aber wir durchleben diese Dinge weiterhin, jeder für sich, stumm, isoliert von Freunden und Nachbarn, denen es ganz ähnlich ergeht. Jahrhundertealtes Wissen geht in diesem Schweigen verloren, Generationen der Gemeinschaft. Wir sind permanent von Gesprächen umgeben, und doch sind wir chronisch einsam.

Ich habe mehr und mehr das Gefühl, ein Teil von mir würde fehlen, und zwar der Teil, der die Erschütterungen des Wandels aushalten kann, der sie erspürt und erfährt und annimmt, statt sie einfach nur zu verwalten. Je älter ich werde, desto mehr empfinde ich das als einen gravierenden Mangel. Tief in mir steckt eine Sehnsucht, die ich erst jetzt langsam begreife, ein Verlangen nach metaphysischen Erfahrungen, nach Tiefe, nach Sinn. Nicht nur die Welt muss sich ändern – auch ich muss mich ändern. Ich muss meine eng gesteckten Grenzen empirischen Denkens aufweichen, muss flexibler, offener werden. Ich bin auf der Suche nach dem, was der Dichter John Keats *negative Befähigung* nannte, jene subtile und intuitive Art des Den-

kens, die es uns erlaubt, »in Unsicherheiten, in Unerklärlichkeiten, in Zweifeln zu sein, ohne das ärgerliche Ausstrecken nach Faktum und Vernunft«. Der unter der Oberfläche verborgene Zauber der Welt bietet Trost, aber ich weiß nicht, wie ich ihn empfangen soll.

Ich habe grundlegendes Wissen verloren, ganz elementare menschliche Gefühle. Ohne sie fühlt sich die Welt an wie abgestandenes Leitungswasser, fade und chemisch, ohne jedes Leben. Ich bin wie ein Blitz, der in die Erde einschlagen möchte. Ein unangenehmes Kribbeln erfüllt mich, in meinen Gliedern steckt eine Energie, die sich mangels Kontakts nicht entlädt. Stattdessen braut es sich immer mehr in mir zusammen, wie ein Gewitter. Mir fehlen die Worte, um es zu beschreiben, dieses enorme, unbefriedigte Gefühl, als würde ich über die spiegelglatte Oberfläche der Dinge rutschen, stets angsterfüllt, was darunter lauern mag. Ich muss irgendwie anders, besser durchs Leben gehen. Ich möchte mich wieder verzaubern lassen.

Verzauberung, das sind kleine Wunder, die durch ihre Sinnhaftigkeit groß wirken; das ist im Netz von Fabeln und Erinnerung verhedderte Faszination. Sie basiert auf kleinsten, fast homöopathischen Dosen von Ehrfurcht: jenen leisen Spuren von Zauber, die wir nur finden, wenn wir sie suchen. Verzauberung ist das Gefühl, dass wir alle in einem beständigen Strang unserer Existenz und der Elemente, die unsere Erde ausmachen, miteinander verbunden sind und dass irgendwo in dieser Verbindung eine Kraft steckt, ein Kribbeln am Rand unserer Wahrnehmung. Es ist der vergessene Saum in unserer Erdgeschichte, das sich entziehende Teilchen, das unsere instabile Materie zusammenhält: die Fähigkeit, den Zauber im Alltäg-

lichen zu finden, ihn mit Leib und Seele zu spüren, uns von ihm tragen zu lassen.

Ohne ihn habe ich das Gefühl, mir würde ein wichtiger Nährstoff fehlen, ein Vitamin, das man nur findet, wenn man in der eigenen Erde gräbt.

*

Ich bin neun Jahre alt, vielleicht zehn, und ich sitze hinten im Auto meiner Mutter. Wir fahren an den landwirtschaftlichen Flächen vorbei, die da anfangen, wo unser Dorf aufhört, und ich denke: *Ist das schön?*

Mir kam es jedenfalls schön vor. Wenn man die Reihen identischer Häuser verließ, die alle nach dem Krieg aus vorgefertigten Betonelementen errichtet wurden, öffnete sich die Landschaft, und alles wurde grün. Ja, gut, die Felder lagen tief und standen oft unter Wasser, manche waren mit Kohlköpfen übersät, andere mit Krähen. Ja, sicher, sie boten keine echten Ausblicke bis auf den über die Themse zum Kraftwerk in Tilbury. Aber das war alles, was ich hatte, das war mein offener Himmel.

Manchmal ging ich mit den Mädchen dorthin, auf die meine Mutter nach der Schule aufpasste. Wenn man an der Bücherei und den vielen Läden vorbeiging, kam man irgendwann an einen von Traktorreifen tief zerfurchten Feldweg. Einmal glaubte ich, dort einen Dachs erspäht zu haben, aber nach etwas genauerm Hinsehen und aufgeregtem Heranpirschen entpuppte er sich als eine schwarze Mülltüte, die vom Wind aufgeblasen wurde. Doch da waren auch Spuren, die von einem Dachs hätten stammen können, von denen meine Mutter aber eher annahm, dass sie die eines großen Hundes waren. Das hielt mich nicht davon ab, mit einer Tüte Gips und einer Flasche Wasser

wieder hinzupilgern und Abdrücke anzufertigen. Die Ergebnisse waren frustrierend beliebig deutbar. Die Spuren hätten von einem Hund, von einem Dachs oder von einem Yeti stammen können.

War das eine Landschaft, bei deren Anblick einem das Herz aufgehen sollte? Meine Mutter war offenbar dieser Ansicht, zumindest ein bisschen. Manchmal sonntags, wenn wir Zeit hatten, fuhren wir auf dem Weg zu meinen Großeltern durch ebendiese Landschaft, vorbei an Marschen und den sie umgebenden Gräben, und nannten das »die schöne Strecke«. Zählten Gräben überhaupt als Natur? Ich hatte gehört, sie seien voller Aale, und ich wusste, dass in den Marschen Ratten lebten, weil unsere Katze regelmäßig welche anschleppte, mit daumen-dicken rosa Schwänzen. Das hatte wenig mit der Natur zu tun, die man sonntagabends in Dokumentarfilmen sah. Meine Natur – das, was es um mich herum gab – war etwas, bei dessen Anblick Frauen in Sitcoms anfangen zu kreischen.

Auf dem Kanal in der Nähe der alten British-Uralite-Werke, unserer verlassenen Asbestfabrik, schwammen sogar Schwäne. Aber die Menschen sprachen immer noch lieber über die vielen Arbeitsplätze, die tragischerweise verloren gegangen waren, als darüber, was die Leute, die dort gearbeitet haben, bis heute plagt – nämlich die Krankheit, die die Lungen so vieler Männer hier in der Gegend zerstört hat. Meine Mutter, die sich höchst ungern im Freien aufhielt, hatte aus unerfindlichen Gründen beschlossen, diesen Ort zum Ziel eines Spaziergangs mit uns zu machen, damit wir etwas Natur sähen. Im Frühling gab es dort Froschlaich und riesige Schwanennester, in denen wir Eier zu erspähen versuchten, ohne die Vögel gegen uns aufzubringen. Denn es war ja allgemein bekannt, dass die ganz schön ag-

gressiv werden konnten. Dieser Ort, an dem zwischen rostigem Metall und Stacheldraht wilde Natur gedieh, war ein Kompromiss. Die Natur im Fernsehen war groß und weit und irgendwo ganz anders, nicht in unserer Nähe. Unser Dasein schien so billig und klein im Vergleich zum Rest der Welt.

Es gab andere Orte, bei denen ich mir sicherer war, dass sie schön wären. Zum Beispiel die Kreideklippe am Blue Bell Hill auf dem Weg nach Maidstone, die zu den weißen Klippen von Dover gehörte, aber etwas weiter im Landesinneren gestrandet war. Ich dachte, sie müsste wirklich weltklassem schön sein, so hoch und schroff, wie sie war. Ingeheim fragte ich mich, ob sie wohl berühmt war. Oder der Strand von Greatstone mit seinen grasbewachsenen Dünen und den vielen rosa Tellmuscheln am Wassersaum. Zweimal im Jahr fuhren wir im Konvoi dorthin und sangen auf dem Weg durch die Dörfer von Kent »The Quartermaster's Store«. Einmal, als wir auf den karierten Decken saßen und meine Mutter Kaffee aus ihrer Thermoskanne trank, sagte ich, wenn ich groß sei, wolle ich am Meer wohnen, und löste damit allgemeines Gelächter aus.

»Dann hättest du ständig Sand im Haus«, sagte meine Mutter.

»Du kämst aus dem Staubsaugen überhaupt nicht mehr heraus«, sagte meine Oma.

Das verwirrte mich, denn meine Oma war ohnehin ständig am Staubsaugen, und das, obwohl es weit und breit keinen Sand gab. Aber ich verstand. Schön war dasselbe wie unpraktisch. Schön war nichts für Normalos wie uns.

Ich fand auch andere Sachen schön, von denen ich ziemlich sicher war, dass andere sie nicht schön fanden. Die Eimer voller braun werdender Rosenblütenblätter, die ich im Versuch, Parfum herzustellen, im Sommer im Garten verteilt hatte. Die